

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 10

Rubrik: ds Chlapperläubli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Berner Woche“, Neuengasse 9, entgegengenommen.

Frühling 1929.

„s ist mit dem Frühling sonderbar
In diesem Jahr bestellt,
Es harzt und friert und wird scheint's nie
Mehr warm auf dieser Welt.
Frau Sonne findet hie und da
Hwar erdenwärts den Rank,
Doch ist sie müde, matt und schwach
Und scheinbar — grippekrank.

Die Frühlingslüstchen alleamt
Sind bissig, kalt und rauh,
Und mit der Vegetation
Da steht erst recht es flau.
Von Frühlingsblumen, rot und blau,
Gibt's nirgends eine Spur,
Fischblumen gibt es hie und da
An vielen Fenstern nur.

Der Jungling, dem im Märzten sonst
Das Herz zu schaffen macht,
Auf Grippe-Prophylaxe ist
Er heute nur bedacht.
Er hütet vor dem Grippekeim
So Rose, wie den Mund,
Und findet, selbst das Küschen sei
Mitunter ungefunden.

Die Maid, die abgehärtet ist,
Von wegen Mode sehr,
Die findet, daß das ganze Ding
Nicht so gefährlich wär,
Hüllt sich in ihren Seidenstrumpf
Und regt sich gar nicht auf:
Das „Frauenstimmrecht“ kommt ja doch
Von selber in den Lauf.

Ursulius.

o

E gspässige Kur.

Dir möget egh gwiß no hsinne, daß is
ech da verwicke vo nerem alte Bärnerdame
brichtet ha, wo mer das lustige Gschichtli
vo der alte Gutschen erzellt het.

Henu, mit der gliche han ig o eis Mal
über das denn grad neu erljiene Bueh vom
Herr vo Tavel: „Beteranezy“ brichtet. I
däm prächtige Bärnerroman hönne bekannt-
lich zwee Offizier — und zwar Napolitaner-
veterane —, es lustigts jungs Töchterli, ds
Carlotta, und so ne merkwürdige Gutschne
und Gärtner — äbefalls Napolitanerveteran
— als Hauptstaute vor.

Afin, der Dame het jih di heimeligi „Bete-
ranezy“ ganz hunders zugesetzt und gsalle,
wil sie dadriinn versäjden Zug us ihrer Ju-
gedzty — vo deren i ja ds hälz Mal gseit
ha, sie syg gar e gfreuti gsi — het hönnen
umenerkenne.

Ihre Papa isch nämlech o „Napolitaner“
gli und si het mer erzellt, si heigen o so
nen originelle Gutschne und Gärtner gha. Und
sie wär also de ds Töchterli gsi.

Item, mit däm Bänz isch das Jümpferli
noch rächt gue uscho, wenn er scho mänglich
echly groblosch und bärbyssig isch gsi. Be-
gryset, er isch holt so nem usdiente, vom Väbe
geng echly umegschüttlete Soldat gsi, und settigi
ih halt alben ehnder echly ruuch.

„Wo-n-ihm ds Fanny einisch zuegrüstet het:
„Bänz, puhet mer mppni Schueh!“, het er nume
brummlet: „Bi nid da für ds Wybervouch!“, und isch
und isch winters tshaargget. I de dennjumalige
Inten und Verhältnis (Dir müeht nid ver-
gässe, daß das äbe vor mene halbe Jahr-
hundert gsi isch!) isch das ehnder e grä-
lechi Antwort gsi. Im Großen und Ganzen
isch aber der Bänz doch rächt e guetmüetige

Bursch gsi und het's, wi gseit, mit dem Ste-
phanie rächt gue hönne.

Henu, einisch wo-n-es dürre Hof louft, gseht
es, daß der Bänz gräzlech humpet.
„Eh Bänz, was fählt egh, daß der eso
humpet?“, fragt es.

Der Bänz blybt stah und liegt ume: „D
i ha da oppis ungnernach am Fueß — we-
der es guelet im de scho ume!“

„Eh nei, zeiget! Tuet's egh weh?“

„Hm, es passiert! Es iheret haut scho chlei!“

„Zeigt mer, villicht han ich egh hälfe!“

Jih liegt der Bänz das Jümpferli, wo sech
so aglägetlech für hs Bobo interessiert, halb
luschig, halb verwunderet a, sieht aber doch
uf die Bank vor der Remisen und macht sed
drah, sy lingg Schueh ab'zich. Du het er
der Fueß uf ds rächtige Chneu und liegt mit
blinzeligen Ouge, was ächt d'Jümpfer Fanny
derzue sagi. Es isch e gräzlechi Wunden uf
der Fueßhöle gsi, ganz gleichig und voll Eiter,
so daß me fasch nid het dörre luege. Jih wute
sech di chlyne Chrällidügeli vom Stephanie zu
erhrodene Bollouge, so gueit s's hönne —
aber ds Mittleit mit dem Bänz chunt doch
obenuf.

„Eh dir Arme“, meint es, „das tuet egh
gwüß gräzlech weh! Dä Eiter muß furt,
sünch git das no ne bösi Gschäf!“

Daz es grad di gliche Wort seit, wo
d'Mama einisch bi mene Bobo vo ihm het
la verlute, weiss der Bänz natürlech nid. Yes
säber isch was gischt was hech i ds Hus
und i di wüftäfereit Lebstuben hne gürnt,
het dert di rächtige Schublade vom brüune,
schön gschönke Buffet vürezzoge, es silberigs
Cafelöffeli a filet uiegshrisse — und gäb
daß der Bänz nume Zyt gha het, sech z'bsinne,
was das ächt jih gäbi, isch es scho ume da
gsi — wi der Bliz isch das gange!

Du isch es mit däm silberige Löffeli i di
grüslechi Wunden hne, und het se puht dermit.
Mängs anders hätti grad en Ohnmacht über-
do, wenn es di raditali Kur mitaglueht hätti.
Der Bänz isch aber scho scho andri Sache
gwanet gsi, so daß ne das nid winters usgret
het, und ds Fanny isch gar bi der Sach gii
und het a nüt anders dänt als a d'Heilung
vo ds Bänzes Wunde.

„So, jih isch es emel huber! Jih sött me
no ne Compresse mache. Seit der grad e
Naselumpe, Bänz?“

Dä het so oppis wi ne Naselumpe vüre-
bracht.

„I ha da ihne, Jungfer Fanny, weder
er isch äbe nid grad hubere! Me mangleti ne-
auwág no chly ga z'fuechte!“

„Henu, so gäbet!“

Dermitt gumpet ds Stephanie zum Brunnen
und schwält dä Naselumpe, bis es im echly
besseret het mit dä Süberi. Nachhär geit es
wieder zum Bänz zurück und bindt ihm dä
Lumpen um sy chrank Fueß.

„Wu“, meint dä, „das tuet gue!“

„So, jih leget eue Sode wieder a und der
Schueh!“ befeicht dä „Dotter“.

„Und dä Abe, wenn der i ds Bett ganget,
macht der e früschi Compresse; de chunt's de
scho wieder gue!“

Der Bänz steit uf.

„Dankeiget, Jümpfer Fanny!“ meint er
ändlech. Ds Fanny aber geit no einisch zum
Brunnen und schwält das Löffeli. S' isch
numen es Glück gsi, daß es niemem vo der
gspässige Kur mit däm silberige Löffeli erzellt
het, o wenn es sech leines Unräths bewußt gsi
isch, wil es ja würlech nüt Böses het welle
mache — aber sünch hätti d'Mama e Zytlang
e leim Löffel meh trouet.

Wo ds Stephanie, über sy gueiti Tat höch-
lechst befriedigt, wieder i Hof use gümpeler-
isch, steht der Bänz geng no da umenand.

„Jungfer Fanny!“, rüest er ändlech, so chly
verläge, „we der de öppé grad niemer hiebt
für eui Schueh z'puhe, so gäht mer je de nume!“

Michael Stettler.

o

Anekdot.

Wie Mohammed dazu kam, den Wein
zu verbieten.

Der Prophet Mohammed war kein Kopfhän-
ger. Wiejo er, der frohe Lebensgenieker, dazu
lam, seinen Anhängern das Weintrinken zu
unterfangen, das schildert ein alter Reiseschrift-
steller folgendermaßen:

Einst kam der Prophet in eine Ortschaft, wo
man eine große Hochzeit beging. Was lag näher,
als den berühmten Gast zum Festmahl zu bitten?
Da sah Mohammed, wie die Gäste aus silber-
nen Gefäßen einen roten oder gelben Saft
tranken, darüber fröhlich wurden, einander um-
armten und sich küßten. Auf allen Gesichtern lag
helle Freude. Da segnete der Prophet den Trank,
der nichts anderes war als Wein, den griechische
Kaufleute ins Land gebracht hatten. Durch
Verügschäfte genötigt, konnte Mohammed das
Ende des Festmales nicht abwarten, sondern
er mußte vorzeitig aufbrechen. Er bestieg seinen
Schimmel und sprengte, von den Grüßen der
Hochzeitsgäste begleitet, von dannen. Als er am
anderen Tage zurückkam, sah er zu seiner Ver-
wunderung die meisten Leute mit verbundenen
Köpfen herumlaufen. Mehrere hatten große
Schrammen im Gesicht. Drei lagen, am ganzen
Körper zerstochen, zu Bett und machten den
Ärzten viel zu schaffen. Und als Mohammed
beim Hochzeitshause anlangte, sandt er Fenster
und Türen zerstochen und in den Zimmern
viele Scherben zerstreut. Er schreckt fragte er, wie
das alles gekommen sei, nachdem er doch die
Hochzeitsgesellschaft in der größten Fröhlichkeit
gesehen. Da erwiderte ein alter Mann: „Herr,
das isch vom Wein gekommen. Als die Leute
immer mehr tranken, wurden sie in den Köpfen
derart verwirrt, daß sie einander nicht mehr
kannten. Sie fingen an, aufeinander loszuschla-
gen. O, der Wein ist ein böser Trank, ein
Betrüger, der Freude verspricht und Herzleid
bereitet.“ Da ergrimmte der Prophet in hellen
Zorne, nahm seinen Segen über den Wein zurück
und verfluchte ihn als ein Teufelsgetränk. Und
als er den Koran schrieb, setzte er den Fluch in
dieses Buch und drohte jedem, der das Verbot
übertreten würde, die Höllenstrafe an.

o

Humor.

Ein Bauer der ein gewaltiges Gebiß hatte,
wollte sich beim Dorfbader einen Stockzahn
ziehen lassen. Der Barbier traute seiner Sache
nicht recht und gab seinem Lehrladen eine Nadel
mit dem Bemerkten, er solle damit im Augen-
blicke der größten Kraftentwicklung dem Bauer
herzhaft in den — Hintern stupfen, er glaubte
damit, den Schmerz etwas abzulenken. Nach der
gelungenen Operation griff der Bauer so lang-
sam an seinen Unaussprechlichen und sagte:
„Dä Morgelandstech hed jey au e längi Würze
g'ha.“

o

„Ihre Tochter hat große Fingersertigkeit, aber
im Spiel liegt keine Seele!“ — „Das sage ich
ihr auch immer — sie muß das Pedal treten.“